

JOHANNES DER TÄUFER

Jüdischer Prophet und Wegbereiter Christi

Dr. theol. Heinz Lederleitner

Treffen der Österreichischen Michaelsbruderschaft in Graz am 24. Juni 2010

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde und christliche Weggefährten:

Gerne bin ich Ihrer Bitte und Ihrem Vorschlag entgegen gekommen, einen Vortrag zum Thema „Johannes der Täufer“ zu halten. Gerade nun zur Zeit der Sommersonnenwende, da wir das Fest des Täufers feiern, legt es sich nahe, über eine zwar uns allen bekannte, aber wenig reflektierte, biblische Gestalt nachzudenken. Der Termin des Festes zu einer Zeit, da die Tage wieder kürzer werden, kann uns daran erinnern, dass Johannes für Christen zugleich am Höhepunkt des Ersten oder Alten Testaments steht - so wie die Sonne am längsten Tag. Und so wie die Länge der Tage nun abnimmt, machen wir uns auf den Weg zum Geburtsfest Christi, das wir zur Zeit der Wintersonnenwende feiern. Diese Gegenüberstellung – *das Geburtsfest Jesu zur Wintersonnenwende*, ab der die Tage wieder länger werden, und *das Fest des Täufers zur Sommersonnenwende* – kann nicht zufällig sein, sie hebt das Gegenüber dieser beiden Personen auf eine theologisch – kosmologische Ebene.

Jesus und Johannes: Zwei Figuren, die einander gegenüber stehen und zugleich untrennbar miteinander verbunden sind. Dieses christliche Verständnis spiegelt sich in der biblischen Botschaft wieder und kann uns anregen zu einer dialektischen Sicht von Altem (Erstem) und Neuem (Zweiten) Testament, zu einer Reflexion über göttliches Gericht und göttliche Verheißung, zu einem Nachdenken über die Zusammenhänge von Askese und Leben in Fülle. Gerade in unseren Tagen, wo die christliche Botschaft oft allzu platt als „Frohbotschaft“ einer „Drohbotschaft“ gegenüber gestellt wird, kann die Besinnung auf Johannes spannend und heilsam sein. Sie befreit uns von einem harmonisch – harmlosen Begriff der Liebe, von einem unreflektierten Sprechen über den „lieben Gott“, und führt uns zurück auf den Boden der Realität einer stets bedrohten Welt. Dieser „Ernst des Lebens“, der viele nachdenkliche Zeitgenossen umtreibt, zeigt sich in den Suchbewegungen der Postmoderne. Noch nie waren so viele Menschen in unserem Kulturkreis so unzufrieden mit den bisher angebotenen Religionen und überlieferten Lebensmodellen wie heute. Noch nie waren so viele Menschen umgetrieben von einer Sorge für unseren Planeten und das zukünftige Wohl ihrer Kinder und Kindeskinde. Geht es doch heute „um das Ganze“, um das Erkennen der Zusammenhänge zwischen Ökonomie und Ökologie, um ein friedliches Miteinander der Religionen und Kulturen. Im Angesicht der apokalyptischen Szenen wie z.B. der aktuellen Ölpest im Golf von Mexiko fragen sich viele, was und wieso denn bisher so viel falsch gelaufen ist und unsere Zivilisation, die das Leben humaner gestalten will, soviel Inhumanität in die Welt gebracht hat. Umkehrer haben Hochkonjunktur und so kommt der „Rufer in der Wüste“ Johannes der Täufer von da her neu in unser Blickfeld. Dürfen wir hoffen, „ohne Umkehr“ ein ewiges Heil zu erlangen, wenn wir es nicht schaffen, diese zeitliche Welt zum Heil aller zu gestalten? Wie können wir, die wir so ungnädig mit der Schöpfung umgehen, darauf hoffen, einen gnädigen Gott zu finden? Noch tiefer mag die Verzweiflung gehen, wenn Menschen in Elendsquartieren sich fragen, warum sie denn überhaupt in einer Welt sein müssen, in der sich jeder Tag als neuer Kampf ums Überleben darstellt und andere – zumindest scheinbar – einen Platz an der Sonne genießen. Die Sehnsucht, besser nicht geborenen zu sein, macht aber auch vor den Toren der entwickelten Welt nicht halt. Einen traurigen Gipfelpunkt

Dr. Heinz Lederleitner, 24. Juni 2010

Johannes der Täufer

erklimmt sie dort, wenn junge Menschen dazu verführt werden, zu denken, dass das heroische Selbstopfer in einem terroristischen Akt und das Mitreißen anderer in den Tod, der beste Weg wäre, etwas zum Positiven zu verändern.

In biblischer Zeit waren es die Propheten, die den Finger auf die offenen Wunden legten und aussprachen, was sich viele heimlich dachten und nicht zu sagen wagten. Johannes der Täufer steht in dieser prophetischen Tradition. Mit einem modernen Wort: *Nicht verdrängen, sondern bewusst das Übel ansprechen ist der erste Schritt zur Heilung.* So ist auch die Androhung eines göttlichen Strafgerichtes am Ende der Zeit kein Mittel, um ein religiös institutionalisiertes Sündenvergebungsmonopol einzurichten. Das wäre nur allzu billig und vordergründig. Denn das „Ende“ ereignet sich je und je in den eintretenden Konsequenzen der Taten von hier und jetzt. Es kann durch kein noch so gut gemeintes Bedauern verhindert werden. Blicken wir mit diesem Hintergrund auf die folgende Stelle Mt. 3,1-12:

In jenen Tagen findet sich Johannes der Täufer ein, verkündet in der Ödnis von Judäa und sagt: Kehrt um! Denn genaht ist das Königtum der Himmel. Der ist es ja, der angesagt ward durch den Propheten Jesaja, der sagt:

Eines Rufenden Stimme in der Ödnis: Bereitet den Weg des Herrn; macht gerade die Straßen.

Er aber, Johannes, hatte sein Gewand aus Kamelhaar und einen ledernen Gurt um seine Hüfte; seine Zehr waren Heuschrecken und wilder Honig. Damals zogen hinaus zu ihm: Jerusalem und das ganze Judäa und das ganze Umland des Jordan. Und sie ließen sich im Jordan-Fluss von ihm taufen, ihre Sünden bekennd.

2

Als er aber viele von den Pharisäern und den Sadduzäern zu seiner Taufe kommen sah, sagte er zu ihnen: Schlangenbrut! Wer unterwies euch, zu fliehen vor dem kommenden Zorn? Bringt also Frucht der Umkehr wert. Und wähnt nicht, euch sagen zu dürfen: Wir haben ja den Abraham zum Vater! Denn ich sage euch: Gott kann aus diesen Steinen hier dem Abraham Kinder erwecken. Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt. Ein jeder Baum also, der nicht gute Frucht bringt, wird heraus gehauen und ins Feuer geworfen.

Ich taufe euch zwar im Wasser auf Umkehr hin. Der nach mir Kommende aber ist stärker als ich; und ich bin nicht genug, ihm die Sandalen abzunehmen. Er wird euch taufen in heiligem Geist und Feuer. In seiner Hand ist die Wurfel: Säubern wird er den Drusch seiner Tenne, und sammeln sein Korn in die Scheune. Die Spreu aber wird er verbrennen in unlöschbarem Feuer.

Übersetzung von Fridolin Stier

Ulrich Müller, der mit seinem Büchlein „Johannes der Täufer. Jüdischer Prophet und Wegbereiter Jesu“, erschienen 2002 in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig, einen aktuell gültigen Standard in der Interpretation des Täufers vorgibt, wird mit im weiteren als Wegweiser dienen. Ihm folgend darf ich zu der eben vorgetragenen Stelle folgendes bemerken:

Die Rede vom „Zorn Gottes“ lässt sich verstehen im Zusammenschau mit den prophetischen Worten über den „Tag des Zornes Jahwes“ in Ezechiel, Zefanja und Jesaja. (Ez. 7,19; Zef. 1,15.18; 2,2.3; ähnlich Jes. 13,3.9.13). Es gehört ursprünglich in den Kontext der Verkündigung vom „Tag Jahwes“ in Joel und Obadja (Joel 2,3; 3,3; Obd. 18). Nahum 1,6 erklärt: „Sein Zorn ergießt sich wie Feuer, und Felsen geraten in Brand davon.“ Zu nennen ist auch Maleachi 9,13, dort brennt der Tag Jahwes wie

Johannes der Täufer

ein Ofen, alle Gottlosen werden zu Stroh, der kommende Tag brennt sie weg, sodass nichts übrig bleibt.

An dieser Stelle lohnt es sich für den christlichen Theologen besonders im Hinblick auf die Verkündigung inne zu halten. Wir können als solche – mit dem Hintergrund der Ernsthaftigkeit des Lebens und den katastrophalen Zuständen, die immer wieder über Menschen herein brechen, manches in der Geschichte und Gegenwart unter dem Aspekt des Tages Jahwes deuten: Die Untaten von Menschen, die mitunter auf ihre Verursacher zurück fallen, sind für den Gläubigen als „dies irae“, als „Tag der Rache“ wohl verständlich. Doch wie oft bleiben die wahren Verbrecher verschont und müssen andere bezahlen? Hier von einem „Tag der Vergeltung“ zu sprechen, wäre nicht nur verfehlt, sondern schlichtweg falsch. Im Wissen um die Zusammenhänge von Gericht und Heil, die schon in unserem jüdischen Erbe gründen, müssen wir wohl den Horizont weiten. Man mag nun – wie schon so oft – die Botschaft Jesu ins Spiel bringen und auf den Begriff der Liebe zuspitzen: „Gott ist die Liebe“ – dies wird ja häufig zitiert und kommt auch den Predigern unserer Tage gern über die Lippen. Wie gehen aber Gottes Zorn, seine Gerechtigkeit und seine Liebe zusammen? Viel ist darüber nachgedacht worden und eine immer wieder zitierte Parabel beschreibt, wie ein Mann eine große Geldsumme unterschlägt und vor Gericht landet. Der Richter, der zugleich sein Freund ist, handelt auch in diesem Fall gerecht und verurteilt den schuldig gewordenen Mann zu einer hohen Geldstrafe. Im Anschluss an die Verhandlung leiht er jedoch dem von ihm verurteilten Freund das notwendige Geld, um seine Schuld zu bezahlen. Dass Gott so an uns handelt, ist jedoch nicht selbstverständlich. Es setzt voraus, dass es so etwas gib wie eine Freundschaft zwischen Gott und uns. Gerade das ist es, worauf sich die Pharisäer und Sadduzäer gern berufen: Sie seien ja „Kinder Abrahams“ und damit „Freunde Gottes“. Das, was Johannes ihnen sagt, nämlich „Gott kann aus diesen Steinen hier Kinder Abrahams machen“ weist darauf hin, dass wir durch das, was wir tun und auslösen, die Freundschaft Gottes verlieren können. Um sie wieder zu erlangen, ist es notwendig „Früchte zu bringen, der Umkehr wert“ – also Handlungen, die als Folge der Umkehr gedeutet werden können. Johannes spricht also keine endgültige Gerichtsandrohung aus, sondern hat eine bedingte Gerichtsandrohung im Sinn, die lediglich dann unheilvoll greift, wenn der Mensch keine gute Frucht bringt.

Gericht und Liebe, Zorn und Barmherzigkeit gehören also zusammen wie die zwei Seiten einer Medaille. Wir wissen es aus unserem menschlichen Zusammenleben: Wenn Menschen einander lieben ist dies zugleich Zusage und Herausforderung. Die besten Kräfte in uns werden nicht durch beschwichtigende Worte geweckt, sondern durch jene Anforderungen, die uns zunächst fast überfordern. Freilich gilt dies nur im Fall der seelischen Gesundheit.

Uns, die wir von griechischer Philosophie geprägt sind, fällt es naturgemäß schwer, die biblischen „mensenähnlichen“ Eigenschaften Gottes wie Zorn oder Liebe fraglos anzunehmen. Ein leidenschaftsloser Gott, eine „causa prima“, ein „unbewegter Beweger“, ein „Gott der Philosophen“, unvorstellbar und unnahbar, so haben wir es auch immer wieder gelernt. Um Johannes und auch Jesus verstehen zu können, müssen wir diesen Denkhorizont jedoch verlassen. Der „Gott der Bibel“ ist nicht der „Gott der Philosophen“, sondern der „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, ein trotz seiner Transzendenz geschichtlich erfahrbares Gegenüber mit der Grundeigenschaft fordernder Liebe, wie sie auch im Gottesnamen JHWH zum Ausdruck kommt. Der sich aussagen lässt als der „Ich bin da“ möchte auch „da sein dürfen“ und nicht als harmlos oder belanglos zurückgewiesen werden. Wenn dies geschieht zeigt er die Rückseite der verletzten Liebe, die Seite des Zornes. Dem hebräischen Denken ist sehr wohl bewusst, dass diese menschenähnlichen Aussagen niemals die

Johannes der Täufer

Unergründlichkeit Gottes zum Ausdruck bringen und dass sein Geheimnis letztlich nicht in den Kategorien der Existenz und einer Namenszuordnung fassbar sind. Der, die, das, was wir Gott nennen, bleibt letztlich unsagbar und unverfügbar. Den geoffenbarten Gottesnamen deswegen nicht auszusprechen, sondern ihn als den unverfügbaren „Herrn“ zu umschreiben, und seinen Namen nur im Kontext des lobpreisenden Danksagung zu umschreiben, ist auch uns als bleibendes jüdisches Erbe überantwortet.

Die Gestalt des Täufers, die sich unauslöschlich den Menschen eingepägt hat, wirkt für uns im Zusammenhang mit der heilbringenden Botschaft Jesu nach. Die Aufnahme seiner Gerichtsandrohung in die Evangelien zeigt, dass der Ernst der Geschichte den judenchristlichen Gemeinden wohl bewusst war. Diese frühen Christen haben deshalb den Hinweis auf die „Früchte der Umkehr“ im Zusammenhang mit ihrer Erwartung der Wiederkunft Jesu verbunden und das erste Kommen Jesu im Anschluss an Johannes als ein Kommen des „Stärkeren“ gedeutet.

Worin zeigt sich nun die „Stärke“ Jesu? Nicht in der Radikalisierung der Gerichtsandrohung, wiewohl man dies durchaus vermuten kann: Ulrich Müller dazu: „Die Warnung des Täufers: ‚Und kommt nicht auf den Gedanken, bei euch zu sagen: Wir haben ja Abraham zum Vater‘ hat bei Jesus durchaus ihre Entsprechung, wenn er auf seine Weise Israels Heilsvorzüge zurückweist und angesichts der Ablehnung seiner Botschaft Israel das eschatologische Gericht ansagt: Wer das Heil verwirft, verfällt dem Gericht.“ (Müller, 57f.) Die entsprechenden Stellen in Mt. 8,11f. par. Lk. 13,28f.:

Ich sage euch aber: Viele werden vom Aufgang und Niedergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Königtum der Himmel zu Tisch lagern. Die Söhne des Königiums aber werden hinaus geworfen in die Finsternis draußen. Dort wird sein: das Heulen und Knirschen der Zähne.

4

Übersetzung von Mt. 8, 11-12 von Fridolin Stier

Hier muss als Zwischenbemerkung gesagt werden, dass es um keinen Antijudaismus oder Antisemitismus geht, sondern um eine Haltung, die auch von Christen eingenommen werden kann: Eine Haltung des Stolzes, „erwählt zu sein“ und zur „richtigen“ Gruppe dazu zu gehören. Sie wird von Jesus angeprangert und die „vielen vom Aufgang und Niedergang“, - also vom Osten und Westen – werden als Freunde Abrahams gesehen. Dazu Müller: „Damit stimmt Jesus in der ‚anthropologischen Prämisse‘ seiner Verkündigung mit Johannes überein, wonach das vorfindliche Israel vom Gericht Gottes bedroht ist.“ (Müller, 58f.)

Trotz dieser offensichtlichen Ähnlichkeit ist am Ende aber das Unterscheidende zu betonen: Jesus verkündet seine Botschaft nicht in einem wüstenähnlichen Ödland, fernab von den Menschen und auf diese wartend. Er geht in das fruchtbare Galiläa, in die Dörfer mit ihren einfachen, vom Schicksal geschlagenen und in ihren Alltagsroutinen gefangenen Menschen. Er kam zu der Überzeugung, dass Gott einen neuen Akt der Erwählung für Israel setzt: Die Gottesherrschaft, die mit seinem – Jesu – Wirken beginnt. Darin besteht auch seine „Stärke“, die das Wirken des Johannes mit hinein nimmt und im dreifachen Hegelschen Sinn „aufhebt“. Gemeint ist ein Aufheben im Sinne von "Beseitigen", von "Bewahren" und von "Hinaufheben - auf eine höhere Stufe bringen". Das Gericht bleibt einerseits bestehen, wird andererseits überwunden und ist für die Glaubenden keine Drohung mehr, solange sie nicht in die Haltung der Erwählungsgewissheit zurück fallen.

Für uns als Christen ein Zeichen dafür, dass wir „im Ölbaum des Judentums wurzeln“ und dankbar zurück schauen dürfen auf das, was die Offenbarungsgeschichte Israels an Schätzen für uns bereit

Johannes der Täufer

hält. In unseren Gottesdiensten muss daher das „Alte Testament“ – durch das „Neue“ zwar überboten, zugleich als „Erstes“ das Grundlegende, seinen Platz behalten, und der Ernst des Gottesgerichtes darf nicht verschwiegen werden. Darüber hinaus gilt es, nicht mit der Pädagogik der Angst zu arbeiten, aber die vorhandenen Ängste der Menschen nicht zu bagatellisieren. Angst, nicht auf dem richtigen Weg zu sein, kann durchaus ein wichtiges Motiv werden, das eigene Verhalten zu überdenken. Kritisiert werden muss in unserer Verkündigung aber immer eine selbstsichere Gewissheit, wie sie z.B. im „leider Gottes“ verwendeten Spruch „Gott mit uns“ in Zeiten des Dritten Reiches zum Ausdruck kam. Auch heute zeigt sich immer wieder, manchmal auch säkularisiert, die Einstellung, eine nicht hinterfragbare Wahrheit für sich gepachtet zu haben. Nicht hinterfragbare Sicherheit beansprucht für sich eine Gottähnlichkeit, die – es darf und muss so ausgesprochen werden, etwas „Satanisches“ hat.

Die „Stärke Jesu“, von Johannes geahnt und gedeutet „...er wird euch taufen in heiligen Geist und Feuer“ liegt im Anbruch der Gottesherrschaft. Diese zeigt sich auch als wirksam: Jesu Jünger berichten ihm bei ihrer Rückkehr von ihrer ersten Aussendung, dass ihnen sogar die Dämonen gehorchen, dass also alles, was Gott und dem menschlichen Heil entgegen steht, überwunden wurde: Ein Grund nicht zu einem stolzen Triumph, wohl aber zu einer herzlichen Freude.

Dazu Lk. 10,17-20:

Die Zweiundsiebzig kehrten zurück; voll Freude sagten sie: Herr, sogar die Abergeister sind uns untertan in deinem Namen. Er aber sprach zu ihnen: Ich schaute, wie gleich einem Blitz der Satanas aus dem Himmel stürzte. Da! Ich habe euch die Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten und über alle Kraft des Feindes, und nichts wird euch je schaden. Jedoch: Nicht darüber freut euch, dass die Geister euch untertan sind. Vielmehr freut euch, dass eure Namen aufgeschrieben sind in den Himmeln.

5

Übersetzung von Fridolin Stier

Nach Georg Baudler, dessen Werke den Ausgangspunkt meiner theologischen Dissertation bildeten, möchte ich hier formulieren: Der Satanssturz erfolgt nicht in die Hölle hinab, sondern auf die *Erde*. Dazu Baudler: „Die Faszination der Tötungsmacht ist entlarvt als profane Gewalttätigkeit und Bosheit.“ (Baudler Georg, Erlösung vom Stiergott. Christliche Gotteserfahrung im Dialog mit Mythen und Religionen, München – Stuttgart 1989, 85). Jesus – und damit schließt sich wiederum der Kreis zu Johannes dem Täufer –, hat bei seiner Taufe die Erfahrung gemacht, der geliebte Sohn des himmlischen Vaters zu sein. In dieser Haltung lebt und verkündet er treu und unbeirrbar:

Euch aber, meinen Freunden, sage ich: Ängstet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber danach nichts Weiteres tun können.

Lk. 12,4. Übersetzung von Fridolin Stier

Jesus ist ein neuer Israel, ein Streiter *mit* Gott, nicht gegen Gott. Er lässt nicht nach in seinem bedingungslosen Vertrauen, auch nicht im Todeskampf am Kreuz, vergleichbar mit der Haltung von Jakob in Gen. 32,27: „Ich lasse dich nicht los, bis du mich segnest.“ Der Segen Gottes wird von ihm um den Preis des Todes abgerungen. Im Licht der Sonne des Ostermorgens zeigt sich, mit Baudler gesprochen, „dass die Gräber leer, also der Tod und die Faszination der Tötungsmacht eine bloße Angstprojektion des Menschen sind, von Jesus aus Gott herausgeliebt, herausgerungen, und als Pro-

Johannes der Täufer

fanum, als nicht zu Gott gehörig, enthüllt“. (Baudler, Erlösung vom Stiergott, 87) Jesus reinigt das Bild Gottes von den Angstprojektionen der Menschen – dies ist ein wesentlicher Aspekt dessen, was seine „Stärke“ ausmacht und zugleich „erlöst“ von der Vorstellung, der Tod, die Gewalt oder die Sünde, die Resignation und die mitunter im Leben erfahrbare Leere hätten das letzte Wort.

Den Unterschied zwischen berechtigter Gerichtsangst und heillosen Angst vor der bleibenden Sinnlosigkeit unseres Dasein bewusst zu machen bleibt uns also in der Verkündigung aufgegeben. Es gibt sie, die „begnadete Angst“, sie darf aber nicht verwechselt werden mit der Instrumentalisierung von heillosen Ängsten zur Erhaltung kirchlicher Macht- und Institutionsstrukturen. Vielleicht ist es deshalb besser, nicht den Moralapostel, sondern den Dichter sprechen zu lassen, um auf neue Weise das Großartige und die Gefährdung unseres Lebens ins Bewusstsein zu heben. Eine solche poetische Spur finden wir in Rainer Maria Rilkes Gedicht „Der Schauende“:

Ich sehe den Bäumen die Stürme an,
die aus laugewordenen Tagen
an meine ängstlichen Fenster schlagen,
und höre die Fernen Dinge sagen,
die ich nicht ohne Freund ertragen,
nicht ohne Schwester lieben kann.

Da geht der Sturm, ein Umgestalter,
geht durch den Wald und durch die Zeit,
und alles ist wie ohne Alter:
die Landschaft, wie ein Vers im Psalter,
ist Ernst und Wucht und Ewigkeit.

Wie ist das klein, womit wir ringen,
was mit uns ringt, wie ist das groß;
ließen wir, ähnlicher den Dingen,
uns so vom großen Sturm bezwingen, -
wir würden weit und namenlos.

Was wir besiegen, ist das Kleine,
und der Erfolg selbst macht uns klein.
Das Ewige und Ungemeine
will nicht von uns gebogen sein.

Das ist der Engel, der den Ringern
des Alten Testaments erschien:
wenn seiner Widersacher Sehnen
im Kampfe sich metallen dehnen,
fühlt er sie unter seinen Fingern
wie Saiten tiefer Melodien.

Johannes der Täufer

Wen dieser Engel überwand,
welcher so oft auf Kampf verzichtet,
der geht gerecht und aufgerichtet
und groß aus jener harten Hand,
die sich, wie formend, an ihn schmiegte.
Die Siege laden ihn nicht ein.

Sein Wachstum ist: der Tiefbesiegte
von immer Größerem zu sein

Rainer Maria Rilke, 21.1.1901, Berlin-Schmargendorf

Von diesem Ausflug in die Welt der Dichter zurück zu Johannes dem Täufer.

Was uns als Christen immer wieder beschäftigt, ist die Frage der Verbindung der christlichen Taufe und der Taufe des Johannes. Nach Müller besteht in der Forschung ein weitgehender Konsens, dass es eine religionsgeschichtliche Zusammengehörigkeit gibt. „Drei Elemente verbinden beide Handlungen so miteinander, dass die Konsequenz sich aufdrängt: Beide Taufen haben Entscheidendes gemeinsam: a. Die Johannestaufe ist keine Selbsttaufe; charakteristisch ist das Gegenüber von Täufer und Täufling. b. Sie richtet sich an Israel, das zur Umkehr gerufen wird. c. Die Taufe ist ein einmaliger Akt, kein wiederkehrendes Angebot an Israel. Alle drei Aspekte prägen auch die frühchristliche Taufe: Für sie gelten das Gegenüber von Täufer und Täufling, die Ausrichtung auf Israel und ihre absolute Einmaligkeit. Neu ist an der frühchristlichen Taufe: Aus der Taufe des Johannes ist eine Taufe im Namen und auf den Namen Jesu geworden (Apg. 2,38; 8,16; 10,48; Röm. 6,3; gal. 3,27).“ (Müller, 95)

Die Frage, warum die Urgemeinde dazu übergang, auf die Johannestaufe zurück zu greifen, stellt sich nun im Angesicht der Tatsache, dass Jesus selber nicht getauft hat und auch der nachösterliche sogenannte Taufbefehl Jesu. B. Mt. 28,19 nach dem allgemeinen Konsens der Forschung auf eine Gemeindebildung zurück geht. Den Grund dafür sieht Müller so: Die Taufe des Johannes „galt als letzte Rettungsmöglichkeit, um unversehrt durch das nahe bevorstehende Gericht Gottes hindurch zu kommen, sie sollte die Umkehrbereiten vor dem vernichtenden Feuergericht bewahren. Sie war von ihrem Wesen her einmalig, weil sie im Kontext der eschatologischen Verkündigung des Täufers stand, der mit dem baldigen Ende rechnete: ‚Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt‘ (Mt. 3,10 par Lk. 3,9).“ (Müller, 95f.) Die Urgemeinde ging dazu über, eine verwandte Wassertaufe als einmalige Rettungsmöglichkeit anzubieten, umgeprägt auf den Bezug auf Jesus, den sie als den auferweckten Herrn erfahren hatte. Der Grund dafür lag darin, „dass für die Urgemeinde eine ähnliche eschatologische Grundstimmung vorherrschte wie bei Johannes“. (Müller, 96) Die Urgemeinde lebt noch im sehnsuchtsvollen Wartestand der Zukunft, verbunden mit der Erwartung des ausstehenden Endgerichtes. Nach Gerhard Lohfink ist klar, „dass es nicht verwundern kann, wenn die Urgemeinde gerade auf das entscheidende Instrument des Täufers zur eschatologischen Sammlung und Versiegelung Israels zurück greift – auf die Taufe“. (Lohfink G., Der Ursprung der christlichen Taufe, in: Ders., Studien zum Neuen Testament, SBAB 5, Stuttgart 1989, 189)

Jesus selbst konnte augenscheinlich die Johannestaufe nicht übernehmen, weil sie zu sehr von der Dominanz des drohenden Zorngerichts Gottes geprägt war und nicht von der Überzeugung, dass die

Johannes der Täufer

Gottesherrschaft jetzt schon, wenn auch ansatzweise und episodisch anbricht. Die deutliche Akzentverschiebung, die die Urgemeinde vornahm, sieht Müller so: „Ihre Taufe ist jetzt nicht nur Rettungsmöglichkeit angesichts des nahenden Gerichts, sondern sie ist positiv zeichenhafte Übersegnung des Heils, das Jesus konstituiert hat. Sie ist Taufe auf den Namen Jesu Christi. Damit ist sie geprägt von der Überzeugung des ‚Schon‘ und ‚Noch nicht‘... Im rituellen Geschehen der Taufe wird ihnen die Bedeutung des Christusgeschehens zugeeignet, die endgültige Erlösung steht allerdings noch aus.“ (Müller, 98)

Was ich im Rahmen dieses Vortrages noch klären möchte, ist der Mensch, der hinter der Botschaft steht. Gibt es einen Zugang zu Johannes als historischer Figur? Ist das, was uns die Hl. Schrift überliefert, ein Porträt seiner Person, seines Charakters? Könnte man, auf die Hl. Schrift zurück greifend, einen Roman über den „echten Johannes“ schreiben oder gar sein Leben so verfilmen, dass es zur allgemeinen Erbauung und zur Bestätigung der biblischen Botschaft wird?

Hier muss ich, nach dem, was mir aus der Hl. Schrift selbst und durch die sehr erhellende Lektüre des Buches von Ulrich B. Müller bekannt ist, sagen, dass dies keinesfalls möglich scheint. „Vita Iesu scribi nequit“, das Leben Jesu kann nicht geschrieben werden, das gilt auch für Johannes. Was die Hl. Schrift uns überliefert, sind die Vorgänge um seine Empfängnis und Geburt, seine Botschaft und seine Taufe, sein nicht wirklich definierbares Verhältnis zu Jesus und eine volkstümliche Legende um seinen Tod als aufrechter Gottesmann.

In all diesen Texten vermischen sich die Aussageabsichten der Evangelisten mit den vorhandenen Überlieferungen. Nachzulesen ist dies alles in einer reichhaltigen Literatur.

8
Uns Christen mag bewegen, dass Johannes nicht nur als der Vorläufer Jesu gelten kann, sondern auch eine Deutung als Tugendlehrer, als Prediger einer ethisch richtigen Gesinnung, als Elia incognito und als wieder gekommener Elia sich in den Evangelien und der den Evangelien zugeordneten Logikquelle finden lässt. In den apokryphen Texten der Ebioniten finden bei der Nahrung des Täufers die Heuschrecken keine Erwähnung, sie konnten sich Johannes nicht als Fleischesser vorstellen. Die gnostische Literatur hat – nach dem Befund von Müller – kein großes Interesse an der Täuferfigur gezeigt.

Wollte man auf den Punkt bringen, wie Johannes im allgemeinen Bewusstsein der Christenheit wirkt, dann steht sicher die Figur des „Rufers in der Wüste“ vor uns, eine asketische Gestalt, geheimnisvoll, herausfordernd und zugleich überhöht durch die Gestalt Jesu. Er ist der „Zeigefingermann“ des Isenheimer Altars und des Bildes von Vater und Sohn Lukas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar. Typische Darstellungen zeigen ihn auf das Lamm Gottes hinweisend, mit einem Wimpel „ecce agnus Dei“. Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine bringt eine umfangreiche Beschreibung seiner heiligen Gestalt und sei hier kurz zitiert:

Dieser heilige Vorläufer des Herrn hatte sonderlich neun gnadenreiche Stücke an sich: er ward von demselben Engel gekündet, der den Herrn kündete; er hüpfte in seiner Mutter Leibe; die Mutter des Herrn hob ihn auf von der Erde, er löste seines Vaters Zunge; er setzte zuerst die Taufe ein; er wies auf Christus mit seinem Finger; er taufte ihn mit seinen Händen; er lobte Christus zuerst von allen Menschen, er verkündete sein Kommen in der Vorhölle. Um dieser neun Stücke willen nennt ihn der Herr einen Propheten, und mehr denn einen Propheten.

Die Legenda Aurea, hrsg. von R. Benz, Darmstadt¹⁰1984, XXX.

Johannes der Täufer

Vielleicht ist es genau das, was „verfilmbar“ wäre: Im Rahmen dessen, dass ein orientalischer Erzähler diese Szenen lebendig beschreibt, immer im Wissen darum, dass das, was erzählt wird, aus gutem Grund genau so und nicht anders erzählt wird, weil das, was zählt, die Geschichten sind. Denn die biblischen Geschichten, die von einem Menschen erzählt werden, beschreiben nicht eine verblässende Erinnerung, sondern erwecken immer neu zum Leben, was wir hören müssen, um bewegt zu werden und aufzubrechen, dorthin, wo der Herr und haben will.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!